

Verleger: ...
Abonnementspreis ...
Die Preisliste ...

Volkshlatt

Druckersloz ...
Interesse für die ...
Eingetragen in die ...

Offizielles sozialdemokratisches Organ

Für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: St. Ulrichstraße 17, Eingang Silbergasse.

Telegramm-Adresse: Volksblatt Halle/Saale.

Wotto: Für Wahrheit und Recht

Nr. 130.

Halle a. S., Dienstag den 6. Juni 1893.

4. Jahrg.

Arbeiter! Parteigenossen! Agitiert unangekündigt für Euren Kandidaten Fritz Kunert, Schriftsteller in Friedrichshagen bei Berlin. Vergeßt den Wahlfonds nicht.

„Luzus-Steuer“, ein neues Schlagwort der offiziellen Demagogie.

Kürzlich veröffentlichte der Reichsanzeiger: Die Regierung nehme Zweck Deckung der Kosten der Militärvorlage auch eine wirksame Besteuerung des Luzus als Erfolg versprechend an. Dieß Agrarier und bezugsnehmerweise vor allem die Antisemiten sind darob hoch erfreut. Bestere bemähen sich, mit der Forderung „Luzus-Steuern“ den kleinen Mann für sich einzufangen; sie suchen glauben zu machen, eine solche Steuer sei geeignet, die Kosten des „kleinen Mannes“ zu vermindern. Wenn sie's selber glauben, so thun sie uns kein so großer Gefallen. Glauben sie's nicht, — nun, so wollen sie eben mit dem Schlagwort nur Bauernfängererei betreiben.

Wozu wegen folgende Auslassung der Berliner „Volkszeitung“ (Nr. 121 vom 26. Mai) hier Platz finden:

„Wir wollen uns nicht auf so hinfällige Wortführungen einlassen, wie aber ist, daß „Luzus“ einen Kaufmann bedeutet, welcher das durchschnittliche Maß der Wohlhabenheit übersteigt. Damit entfällt als Objekt der Luzusbesteuerung die Mittelklasse, welche vielleicht bei der herrschenden Theorie zu nehmen, was genommen werden kann“ als Reichsteuer wünschenswert eingeführt werden könnte. Andere Luzus-erfände wie Spielarten, Hunde etc. sind bereits bekannt. Das heißt also noch: Eine Steuer auf Luzusmengen würde so gut wie gar nichts einbringen; denn die Zahl der Equipagebesitzer ist eine ungarstig geringe und dürfte kaum die Erhebungskosten decken. Aber wir hätten dagegen so wenig wie etwa gegen eine Besteuerung der Luzuspreise einzuwenden. Die „wohlhabenden“ Agrarier, welche an ihren Strohdächern sitzen, würden das schon wissen, wozu sie nicht ihre Kollaturssteuer als „zum landwirtschaftlichen Zwecke notwendig“ anzunehmen und einzusetzen. Weiter eine Dienstbotensteuer. Ganz vortheilhaft, sofern man den ersten Dienstboten freiläßt, den man doch nur „der Not gezwungen“ nimmt. Zwar sind häufig bei nur mittlerem Wohlstand durch großen Kinderreichtum, Krankheitsfürsorge der Hausfrau etc. eine Mehrzahl von Dienstboten erforderlich, aber was thut's? Eine ganz unangenehme Steuer ist die auf Gold- und Silbergeschmück, deren Bekanntschaft und Erhaltung mühselig und belastigend ist. Sie bestand in England nur ein Jahr während der größten Finanznot des vorigen Jahrhunderts. Heute ist sie unbenutzbar.

Die Luxussteuer bezieht sich heute auf erwerbliches Vermögen in den Gemeinden. Sie bringt in dem reichen Frankreich verhältnismäßig recht wenig (1892: 1,3 Millionen Francs). Rechnet man den Bereich der Steuer auf ein etwas höher, so wird dennoch der Ertrag ein lächerlich geringer sein. Endlich bezieht sich eine Milliarde Steuer in Frankreich (Ertrag 1892: 1,1 Millionen Francs) und in einzelnen Schweizer Kantonen will man auch diese dem Reichthum übertragen. Zur je! „Das ist aber auch alles, was die Wissenschaft als wahre „Luzus“-steuer kennt. Aber wozu haben wir denn Finanzagenten an der Spitze der Regierung? Obwohl jede rationale Betrachtung dieser Steuerkategorie zu dem Schluß führt, daß sie ein überlebter Rest alter Systeme ist, daß sie höchstens für Gemeinderäte und auch dann nur in mäßiger Höhe angewendet ist — wozu brauchen wir solche, sich dem höchsten Blödsinn auftragende Erkenntnis? Wo denken wir weiter nach über solche „Luzus“-steuern. Wie wäre es mit einer Woppssteuer, die in England seit ein Jahrhundert besteht und im

letzten Rechnungsjahr 75 348 810 Sterl. (d. h. über 1,5 Mill. M.) einbrachte? Da kommt doch das alte „Noblesse oblige“ zu Ehren. Wie heißt die „Kreuz-Steuer“ darüber? Doch über eine Besteuerung der Jagdgewehre, wie sie in Oesterreich besteht? Aus eigener Phantasie lägen wir noch hinzu: Vorsteuer, Besteuerung der Erben und Zitel, Kriminalsteuer, endlich für das „niedere Volk“, das doch bei jeder neuen Steuer liebevoll bedacht wird, Roggensteuer. Wenn das alles den Herren Agrarier und Reichthümern, die für die Luzussteuer schwärmen, nicht genügt, können wir ihnen wirklich nicht helfen. Man soll aber wenigstens unsere guten Willen zeigen. Vielleicht giädet es, wenn alle Stränge zerhen, mit einer Letzter, die ja auch eine Luzussteuer vorstellt. Wir überlassen diese Idee sofort den Finanzagenten vom Bunde der Landwirte.“

So die „Volkszeitung“, deren Ausführungen wir durch einige historische Mitteilungen ergänzen möchten. Vorweg aber haben wir unserer Überzeugung, wozu die Ausdrücke zu geben, daß von offizieller Seite das Projekt der Luzussteuer in die Wahlbewegung nur des halb hineingeworfen worden ist, um dumme und unheilvolle Wähler für die Zwecke der Regierung zu gewinnen. Dem einsichtsvollen Politiker ist ohne weiteres klar, daß die Regierung im Ernste gar nicht daran denkt, dieses Projekt aufzustellen, von dessen Verwirklichung sie sich durchaus keinen Erfolg für die Reichsregierung versprechen kann. Alle Erfahrung spricht gegen dasselbe, besonders die, die man in Preußen mit der Luzussteuer gemacht hat.

Folgen wir den Mitteilungen, welche der Geheimere Oberregierungsrat Dr. Hoffmann in seinem 1840 erschienenen Werke „Die Lehre von den Steuern“ über die Luzussteuer macht:

Als die preussische Regierung nach den Erschütterungen, welche der Staat in dem unglücklichen Kriege von 1806/7 erlitten hatte, ihr gerütteltes Finanzwesen wieder einigermaßen zu ordnen suchte und deshalb ein neues Steuersystem aufstellte, ward durch das Edikt vom 28. October 1810 über die neuen Konsumtions- und Luzussteuern auch eine Reihe direkter Luzussteuern von männlicher und weiblicher Dienerschaft, Wagen, Pferden und Hund eingeleitet.

Wer zu seiner Quantität männliche Bedienten hielt, sollte jährlich zahlen für einen 6 Thaler, bei zweien für jeden 8, bei dreien für jeden 10, bei vierten für jeden 12, bei fünfen für jeden 15, bei sechs oder mehreren 20 Thaler. Wer einen Knaben oder Jungen, der zum Betriebe der Landwirtschaft oder eines Gewerbes gehalten wurde, nebsther auch zur persönlichen Bedienung brauchte, zahlte für denselben jährlich 3 Thaler. Bei weiblicher Bedienung blieb eine Person stets steuerfrei. Wurde daneben noch eine gehalten, so waren für diese zu zahlen jährlich 2 Thaler, bei zweien darüber für jede 3 Thaler, bei dreien darüber für jede 4, bei vierten darüber für jede 5 und bei fünfen oder mehr darüber für jede 6 Thaler. — Wer zur persönlichen

Quantität einen vierrädrigen Wagen hielt, zahlte für diesen 8 Thaler, für einen zweirädrigen 6; es trat dabei eine Steigerung des Capis um 1 Thaler ein, wenn zwei, um 2 Thaler, wenn drei Wagen gehalten wurden u. s. w. Ein Reit- oder Kutschpferd wurde jährlich besteuert mit 6 Thalern, zwei für jedes mit 8 Thalern, drei für jedes mit 10, vier oder mehr für jedes mit 15 Thalern. — Für jeden Hund sollte jährlich 1 Thaler entrichtet werden; nur die Hunde, welche wegen eines Gewerbes gehalten werden mußten, die Githenunde und die Hunde, welche die Bauern zur Bewachung ihrer Hühner halten, waren steuerfrei. Das Gesetz enthielt in allen diesen Beziehungen sehr strenge Vorschriften und schien wenig Raum zum Umgehen der Steuer unter scheinbaren Vorwänden zu lassen. Gleichwohl war der Ertrag dieser Steuer ganz unvorstellbar gering. Es kamen nämlich in dem Rechnungsjahre von 1. Juli 1811 bis 1. Juli 1812 von dieser Steuer nur ein 158 828 Thaler!

Hoffmann teilt dann weiter mit, daß in den folgenden Jahren die Steuer noch unerbittlicher wurde und daß dabei sich die Rückstände und besonders die Unterzählungen wegen beschleunigter Umkehr der Steuer fortzusetzen und häufigsten, unvollständig vorhanden, in welcher Allgemeinheit dieselbe häufig und verhasst erschien. Sehr charakteristisch für die bestehenden Klassen! Die Besteuerung ihres Luzus und ihrer Quantität wurde ihnen häufig und verhasst, trotz der Rillage, in welcher der Staat sich befand; ihr geübter „Patriotismus“ litt Schiffbruch am Eigennutz. Aber kein Wort des Mitleids hatten diese selben Klassen für die Armut, die selbst das trodene Brot verdienen mußte! Glaubt man, die besiegten Klassen seien heute anders geartet?

Nach diesen Erfahrungen wartete die preussische Regierung nicht einmal das Ende des wieder ausgebrochenen Krieges ab, sondern verfügte noch vom Hauptquartier Gannont in Frankreich aus am 2. März 1814 die Aufhebung der erwähnten Luzussteuer, deren Betreibung und Ueberwachung nach den zurzeitigen Angaben Hoffmanns „dem Staate mehr gekostet hat, als was sie einbrachte“.

Aber schon vor Einführung dieser von so schlechtem Erfolg gemeynen Luzussteuer war durch die königliche Verordnung vom 12. Februar 1809 wegen Ankaufs des Gold- und Silbergerätes durch die Ministämter und wegen Besteuerung desselben, sowie der Juwelen eine Stempelung alles damals vorräthigen Gold- und Silbergerätes, welches nicht gegen Ministämter an die Regierung verkauft werden wollte (woburd der volle Wert der Geräthschaften insoweit vergütet wurde, als die Scheine für ihren Nennwert bei dem Ankaufe von Domänen und bei der Abzahlung von Steuerresten zu gebrauchen waren), eingeführt worden. Auch diese Luzussteuer trug, indem sich die meisten Wohlhabenden und Reichthümer hin; zu sehr hatte das eben Vernommene mich eregt. Es that mir leid um Hermann und um Käthe's willen. Wie gern hätte ich das Weib von ihr abgewandt, den bitteren Schmerz, den Hermann's Verlobung mit Toni ihr bereiten mußte, ihr erleichtern mögen! Ich dachte daran, daß Hermann lange nicht bei mir gewesen, und ich wußte nun auch, warum der junge Mann, als ich zuletzt mit ihm zusammentrat, mir so augenscheinlich auszuwichen war.

Er hatte offenbar geschäftet, ich möge in der betreffenden Sache eine Frage an ihn richten. Er's Bordmann ging, kam er nochmals auf Käthe zurück und meinte, es sei besser, daß ich den franken Jungen jetzt nicht mehr beluche, um den Leuten keinen weiteren Anlaß zum Gerede zu geben. Mißbilligend schüttelte er dann den Kopf, als ich ihm wieder sagte, daß ich mich durch solche Rücksichten nicht abhalten lassen könnte zu thun, wie ich bisher gethan.

So hielt ich's denn auch. Nach wie vor besuchte ich meinen kleinen Freund, erzählte ihm, unterrichtete ihn und besah die Arbeit, die er in der Zeit gefertigt hatte. Dabei beobachtete ich Käthe, um zu sehen, wie sie es wohl aufnehmen und tragen würde, was auch sie von Hermann Reinberg gehört haben mußte. Wirklich merkte ich eine große Veränderung an ihr, doch nicht so, wie ich geglaubt und geschätzt hatte. Der stille, traurige Ausdruck in ihrem Gesichte war verschwunden, sie erlachte heiter, ihre Augen blühten und leuchteten in seltsamer Feuer, doch der alte böse, trostlose Zug trat scharfer als je hervor. Ich wußte nicht, war ihr Hermann schon gleichgültig geworden, oder war ihre Munterkeit nur erbeugt und erzwungen, um den Schmerz zu verhillen, der in verborgener Tiefe des Herzens brante. Mir trug sie wie immer freundlich und dankbar entgegen, doch schien mir in ihrem ganzen Wesen etwas Dunkles, geheimnisvolles Drohendes zu liegen. Weber sie, noch ich erwählten Hermann. Einmal klagte mir der franke Knabe ganz betrübt,

22]

Brandkäthe.

Aus den Papieren eines Dorfschulmeisters.

Von H. Linden.

[Nachdruck verboten.]

„Wo, das erzählen sich doch die Kinder auf der Straß', daß Ihr immer nach dem Ginsterberg geht und die Dorn besucht. Da hab' ich ja meiner Frau gesagt: „Der Schulmeister ist sonst ein vernünftiger Mann, ich werd' hingehen und es ihm sagen; 's kann ja auch sein, daß er sich nichts Arges dabei gedacht hat, man muß aber doch sorgen, daß man nicht in der Leute Mund kommt.“

„D, an das, was die Leute reden, keh' ich mich nicht, entgegenste ich lachend.“

„Ja, das hat der Herrmann Reinberg auch gesagt und nachher hat er's doch anders beobachtet und ist weggeblieben von der Käth'; dem hatten sie ja daselbst Gerede gemacht. Jetzt ist er vernünftig geworden und hat eingesehen, daß die Toni aus der Pfalmühle besser zu ihm paßt.“

„Die Toni?“ fragte ich verwundert. „Wie meinen Sie das?“

„Ja wissen's denn noch nicht, daß die beiden mit einander eins geworden sind? Am zweiten Christtag soll der Versuchung geleitet werden.“

Die Nachricht überraschte mich gar zu sehr, ich konnte ihr keinen Glauben schenken. So wie ich Hermann Reinberg kannte, schien es mir unmöglich, daß er, der prächtige junge Mensch, Wohlgefallen finden konnte an diesem Mädchen, das reich und auch wohl fleißig und arbeitsam, doch geistig beschränkt, mit Stolz herabsehend auf die anderen, die ihr an Reichtum nicht gleichstanden.

„Das ist nicht möglich! Ich kenne den Herrmann zu genau und weiß wohl, daß er sich niemals in die Toni ver-

lieben könnte“, rief ich ordentlich empört. „Das ist nur ein dummes Geschwätz von den Leuten.“

„Dummes Geschwätz! Mit io was halt' ich mich nicht auf!“ entgegnete Peter Bordmann beseligt. „Wenn ich's Euch aber sag, io könnt Ihr's glauben!“

Ich schüttelte den Kopf. „Nehmen Sie mir's nicht ab, Herr Bordmann; ich kann mir aber garnicht denken, daß der Herrmann die Toni lieben könnte.“

„Lieben? Davon ist auch keine Red'. Das steht bloß immer in den Geschichtsbüchern, wo zwei sich erst triegen, wenn sie vorher allerlei Malheur und Missethen durchgemacht haben! Die vornehmen Leut', die Stadtknechtin und die Stadtherrin, die wägen's auch wohl thun, aber wir Bauerleut' haben keine Zeit dazu. Die Frau Reinberg hat's ja schon immer haben wollen mit der Toni, der Herrmann ist nur diese Woch' in der Mühl' gewesen und hat angefragt, die Toni und ihr Vater haben Ja gesagt, und Christfest ist der Versuchung, beidseitige Bordmann ruhig und seiner Sache gewiß.“

„Aber ich begreife nicht, wie der Herrmann das thun konnte, da muß doch etwas Besonderes zu grunde liegen, daß er diesen Entschluß fassen konnte“, bemerkte ich noch immer staunend.

Peter Bordmann nickte mit pfiffigem Gesicht. „Oh, die Toni ist ein reiches Mädchen, sie kriegt an harer Mitgift so viel, daß einer sich 'nen Bauerhof davon kaufen könnt, oder, sie kriegt es bedächtig hin, die Schulden bezogen, wenn einem die Hypothek über den Kopf wachsen; na, Ihr wißt ja, was ich neulich gesagt habe. So ein Haushof wie der bei Reinberg's kostet Geld, viel Geld, und heutigen Tags bringt die Ackerkräft nicht so viel ein, daß man davon leben kann wie ein Baron.“

Er klopfte seine Tasche aus und begann von anderen Sachen zu sprechen. Ich hörte nur mit halber Aufmerksamkeit

selben durch Verheimlichung ihrer Verhältnisse aus edlen Metallen entzogen, sehr wenig ein, weshalb die Regierung sie durch Deklaration vom 9. Juli 1812 abschaffte. Sowohl in diesem Falle, wie auch gelegentlich der Abschaffung der vorher behandelten Luxussteuer ordnete die Regierung die Niederschlagung aller wegen Verheimlichung feuerpflichtiger Gegenstände noch schwebenden Untersuchungen an und verzichtete auf die Anstellung weiterer Untersuchungen. Wasfalls? Welt durchweg die reichsten Familien des Landes, das Schmarotzertum des hohen Adels, bis in die höchsten Kreise hinauf, sich der Fraudation und damit nach den geltenden Begriffen des Betruges am Staate schuldig gemacht hatten. Die Regierung wollte den öffentlichen Standart vermindern. Denn was hätte das „dumme“ Volk in seinen beschränkten Unterthanenverhältnissen beim öffentlichen Bekanntwerden des Betruges von den reichen und hochwohlgeborenen „Patrioten“ denken sollen! Und das war in einer Zeit, wo das Vaterland in Gefahr war, wo es galt, den feindsichlichen Eroberer zu besiegen!

Uebrigens, in allen Ländern, haben Luxussteuern dasselbe Zuehob. Das weiß die Regierung ganz genau. Sollen „Luxussteuern“ die Staatsinnahmen in nennenswerter Weise vermehren, dann muß man erst bekommen und die kleinen Annehmlichkeiten, die die große Wohlstande geniesst, unter den Begriff „Luxus“ zwingen. Der „geniale“ Diktator hat es ja sogar fertig gebracht, notwendige Konsumartikel als „Luxusgegenstände der großen Masse“ zu bezeichnen, worüber im nächsten Artikel mehr. Aber eine Luxussteuer nach den alt hergebrachten Begriffen wird die Regierung nicht proponieren!

Vollstrecke Rundschau.

Die totalschlagere Sozialdemokratie erhält ein glänzendes Zeugnis von Lebensfähigkeit und Siegesausblick in dem Zeitartikel der „Vollstrecke-Rundschau“ vom 3. Juni. Das Blatt nennt die Tätigkeit unserer Partei „meisterhaft und musterhaft.“

„Eine andere Partei“, sagt sie, „ist so glücklich organisiert, daß sie eine annähernd gleiche Zahl von Kandidaten aufzutreiben vermocht.“ Eine andere Partei geht auch so selbstständig vor wie die Sozialdemokratie.

Das Blatt fährt dann fort: „Die Sozialdemokratie wird sicherlich bei den Wahlen erhebliche Erfolge erzielen. Auf nahezu anderthalb Millionen Stimmen hat sie es schon 1890 gebracht, und besonders unwahrscheinlich ist es nicht, daß sich diese Zahl verdoppelt.“ „Gewiß ist die Mächtigkeit, die die Parteiführer der Sozialdemokratie so groß, um jeder bürgerlichen Partei als Beispiel dienen zu können. Aber Mächtigkeit wie Parteiführer werden verloren, wenn nicht die allgemeinen politischen Verhältnisse eine Stimmung begünstigen, die der Sozialdemokratie vorteilhaft ist.“

Trotz der Spar-Agnes, trotz der Eugen Richterischen Beklame, trotz der Wächsmiederarbeit Nachens, trotz des feierlichen Totenschreies Stöckers, trotz allem und allem herrscht blasser Schrecken im Lager aller bürgerlichen Parteien über die Wahlausfichten der Sozialdemokratie. Schlagt uns nur weiter tot! Wir leben und siegen, und uner ist die Zukunft!

Das allgemeine Wahlrecht betr. schreibt die Berliner „Vollst.“: Das unter der freundlichen Mitwirkung eines höheren Beamten betriebene reaktionäre Musterplänchen zur Eröffnung des allgemeinen direkten Wahlrechts, dessen wir vorgeföhren erwähnten, wird lustig weiter gewonnen. Einige treffliche Organe der Reaktion glauben zwar unsere Mitteilungen bezweifeln zu sollen, weil sie von gleichem dunklen Verstand nichts wußten; aber eben diese gefühnngsmächtigen Blätter wurden, im Parteiinteresse natürlich, die gefühnen Umtriebe zur Verfechtung des allgemeinen Wahlrechts leugnen, selbst wenn sie so genau darüber unterrichtet wären, wie wir. Das Plänchen ist in der That argt eronnen. Das man, um die beabsichtigte Petition an den Kaiser als das Produkt einer „kleinlichen Volkswegung“ hinzustellen, auf die Untersuchungen der Beamten verzichtet werde, haben wir schon gemeldet. In einer neueren Konferenz kam nun dahin überein, die Petition als unmittelbar unter dem wüchtigen Eindruck des Ausfalls der Reichstagswahl entstanden an das Tages-

sicht treten zu lassen. Man geht dabei von der hoffentlich sich als durchaus richtig erweisenden Ansicht an, daß das Volk einen Reichstag wählen werde, in dem wiederum eine Mehrheit gegen die Militärvorlage vorhanden sein werde. Unter dieser Voraussetzung wird sich die Petition auf den „patriotischen“ Gedanken stützen, daß sich das allgemeine, direkte, gleiche, geheime Wahlrecht offenbar „nicht droht“ habe und „in Interesse der Sicherheit und Zukunft des Vaterlandes“ so schnell wie möglich durch ein „vernünftigeres“ Wahlsystem zu ersetzen sei. Man denkt, die Sache so weit vorzubereiten, daß sofort, nachdem der „ungünstige“ Ausfall der Reichstagswahl erkennbar geworden ist, die Petition an alle konservativen und nationalliberalen Vereine zur Unterzeichnung verschickt werden kann, wobei man, wie bereits erwähnt, immer an dem Gedanken festhält, die Petition als den Niederschlag einer elementar lebendigen Abmijung gegen das allgemeine Wahlrecht erscheinen zu lassen.

Mit der staatsmännlichen Klugheit dieser Idee sieht der staatsmännliche Plan diesen, was man an die Stelle des allgemeinen Wahlrechts zu setzen gewillt ist, vollkommen auf gleicher Höhe. Zur Zeit besitzt man, in einem genial komplizierten Filtrationsprozess des Wählens Lösung gefunden zu haben. Die nach dem Dreifachwahlsystem gewählten Gemeindevorstellungen sollen die Kreisvertretungen wählen, die Kreisvertretungen die Provinzialvertretungen, die Provinzialvertretungen die Landtage, und die Landtage die Bundesstaaten die Abgeordneten zum Reichstage. — Der Ummodellungsplan des Reichswahlrechts ist so dummd, daß wir ihn für ganz unmöglich halten. Aber mag dem sein wie ihm wolle. Jeder in den Reichstag einzuziehende Reaktor ist eine Gefahr für das allgemeine Wahlrecht.

Der „Frankf. Bg.“ wird aus Saarbrücken geschrieben: Mit den unangenehmsten Mitteln und Mitteln arbeiten unsere „Militärfrömmen“. Das Reueste auf diesem Gebiet ist folgendes: Der Bergmannsfreund, der von einem Bergoffi rekrutiert wird, und von dem die Bergleute annehmen, daß er keine Informationen aus der Bergwerks-Direktion hat, schreibt in Nr. 43 vom 30. Mai in einem längeren Artikel: „Was geht den Saarbergmann die Militärvorlage an?“ wörtlich folgendes:

„Es ist ihm gefallen: Wenn die Bergleute für die Militärvorlage stimmen, kann werden die Abgelegten aber angestellt. Das Wort ist sehr richtig. Es ist natürlich nicht so aufzufassen und auch nicht so gemeint gewesen, wie es wohl von gegnerischer Seite geäußert ist, als wenn jeder Abgelegte, welcher für die Militärvorlage stimmt, gleich wieder angelegt würde. Das ist natürlich schon aus dem Grunde nicht möglich, weil bei der gegebenen Wahl, wie für mich Reichstag gewählt wird, ja niemand weiß, wie der andere stimmt. Rein, das Wort ist richtig in dem Sinne, daß jeder, der für die Militärvorlage eintritt, an seinem Zeit dafür sorgt, daß die Verwaltung in den Stand gesetzt wird, die Abgelegten wieder anlegen zu können. Sie kann das heute nicht, weil die Militärvorlage abgelehnt worden ist, weil dadurch ein klarer gefühnlicher Widerspruch eingetreten ist, und der Regierung so hoch, daß Feindschickungen eingeleitet werden müssen. Es können also nicht einmal die Kreuze auf den Gruben voll beschäftigt werden, der Frage einer Wiederanlegung der gemeinlich Abgelegten kann zur Zeit wegen der Ablehnung der Militärvorlage nicht näher getreten werden. Wie aber die Militärvorlage angenommen, so tritt unverweilt ein solcher Widerspruch auf, welcher die Regierung so hoch, daß Feindschickungen eingeleitet werden können. In dem Sinne wird jeder, der für die Militärvorlage ist, für die Wiederanlegung der Abgelegten.“

Man traut seinen Augen kaum, wenn man dieses liest, bemerkt dazu die „Ber.“: Wie denn der Bergmannsfreund nicht mehr, was er in einer vorigen Nummer am 10. Januar d. J. sagte? Damals schrieb er wörtlich: „Wegen ihrer außerordentlichen Tätigkeit vor dem Reich und ihres Verhaltens während desselben sind heute die Hauptagitatoren für immer aus der Arbeiterwelt entlassen und werden ihnen auf sämtlichen Gruben des Reichs die Wählrechte ausgestellt. Diese Wahlregel trifft vorläufig etwa 500 Mann.“

Diese 500 Mann find also nach dem Bergmannsfreund „für immer“ abgelegt worden, also doch auch für den Fall, daß die Militärvorlage angenommen wird. — Prügel wären die Bergarbeiter wert, wenn sie sich von dem Schwindel leimen ließen!

Freiwillige Arbeitsstätte. Herr Eugen Richter erobert sich über das jüngst von sozialdemokratischer Seite herausgegebene Schriftchen „Die Tätigkeit des deutschen Reichstags“ und verurteilt, den Freireim von den gegen ihn erhobenen Vorwürfen zu reinigen. Wie er dabei mit der Wahrheit um-

springt, dafür nur folgendes Beispiel. In der zitierten Schrift heißt es:

„In republikaner Zeit der freireimigen Richte (S. 8. für die Reichstagszeit, denn in das Sozialistengesetz, ein anderer Teil des Gesetzes, der die Bestimmung über die Verlängerung des Sozialistengesetzes zu braden. Es ist eine Partei deren politische Grundgedanken.“

Dazu bemerkt Herr Richter: „Die Behauptung, daß bei dem Sozialistengesetz ein Teil der Freireimigen sich von der Abstimmung abgedrückt habe, ist unklar. Bei der besten Abstimmung über das Sozialistengesetz im Frühjahr 1884 fehlten unter den 100 Mitgliedern der freireimigen Partei 2 Mitglieder als krank, 3 als beurlaubt, 4 als entschuldigt und 4 als unentschuldigt. Unter den letzteren war ein Mitglied schon seit Monaten krank und ein anderer mit einem Konvaleszenten abgepaart. Niemand haben die Sozialisten mit der Anführung von Namen aus der Zahl von Freireimigen auch nur den Versuch gemacht, den obigen allgemeinen Vorwurf gegen sämtliche Freireimigen bestimmten Personen gegenüber wahr zu halten.“

Der wachheitliebende Herr Richter klammert sich einmal wieder zur Rettung der Partei an Nebenbeschäftigten an, um die Hauptsache zu verdrängen. Von den vier Unentschuldigsten kann ohne weiteres behauptet werden, daß sie sich gedrückt haben. Aber auch die Entschuldigten sind durch ihre Entschuldigung nicht entlastet. Wer sich drückt, will, der findet leicht einen „Grund“, auf welchen hin er sein Fehlen motiviert. Wenn Herr Richter behauptet, daß die Namen der Drückberger noch nicht genannt seien, so wollen wir sein Gedächtnis etwas auffrischen. Abgesehen von den notorisch Kranken und vorher Beurlaubten fehlten bei der entscheidenden Abstimmung am 10. Mai 1884 die freireimigen Wöhrend, Hampf, Gempel, Korren, Koch, Ranghoff, Richter-Hamburg, Schröder-Friedberg und Sello.

Das Schämlichste am Verhalten des Freireims bei der damaligen Situation war aber nicht allein diese Dürftigkeit, sondern daß sie sich unzuverlässig immer „Freireimiger“ für die Verlängerung des Sozialistengesetzes geföhnt haben. Der Herr Richter das ganz mit Schweigen übergeht, er weiß wohl warum, wollen wir auch hier seinem Gedächtnis etwas nachhelfen. Die freireimigen Folger, welche ihre Zustimmung dazu gaben, daß eine große Partei noch ferner unter dem Knecht des Ausnahmengesetzes gehalten werde, waren Wisert, Gerty, Fröhmann, v. Jordanek, Frick, Goldschmidt, Griesinger, Hammer, Hornig, Vogel, Rothmann, Vipe, Maayer, Alexander M. v. M., Mammen, P. Me, Pfäfer, v. Schirmeiter, Schlüter, Schröder, Steude, Tzelenius, Wänder, Westphal, Dr. Witte und Wisel. Von den Genannten gehörten die mit einem * bezeichneten auch noch dem letzten Reichstage an.

Herr Dr. Alexander Meyer mag sich nach einem anderen Steuerprojekt zur Deckung der Kosten der neuen Militärvorlage umsehen. Die Berliner „Vollstreckung“ schreibt: Zur Verhütung bezügl. die, die haben, teilt eine offizielle Korrespondenz mit, daß man an eine Reichs-einmündigkeit zu denken gar nicht denkt. „In wirklich unterrichteten Kreisen werden solche Schlussfolgerungen, d. h. auf Einführung einer Reichs-einkommensteuer, als gänzlich unbedeutend bezeichnet, von den verbundenen Regierungen denkt keine daran, eine solche Steuer anzulegen, und was den Reichsanstalt betrifft, so gilt von ihm das nämliche.“ — Das glauben wir unbedenken. Dagegen dürfte es der Korrespondenz schwer fallen, zu best. ein, daß Monopolprojekte in Erwägung gezogen werden.

Der Nationalrat der französischen Arbeiterpartei hat an die deutsche Sozialdemokratie folgende Zuschrift gerichtet:

An die deutsche Sozialdemokratie. Berlin. Genossen! Der Kampf, den Euer Freund Viehwacht, Euer Kiseleber auf dem letzten Kongress zu Marcellus und anschließend, ist entrannt. Ihr, die Ihr das gezeichnete und bezeichnende Merkmal des internationalen Sozialismus bildet, liefert dem Militarismus, der Europa zu grunde richtet und den Frieden droht, eine offene Feindschaft. Mit Spannung verfolgen wir den Fortgang Eures Wahlkampfes, denn Eures Ertrates erwarten wir von Euren Siegen, mit Franzosen und internationalen Sozialisten. Euer Sieg wird die Militärpartei tödlich treffen. Euer Sieg wird für die internationalen Sozialisten ein Pfand dafür sein, daß in absehbarer Zeit aufgedeckt werden wird mit dem Enten der rüstigen hehrenden Heere, die das Volk der Arbeiter von

daß der Herr Meiberg, der ihm früher oft so schöne Sachen gebracht habe, nun schon so lange nicht mehr zu ihm gekommen sei.

„Er wird wohl nicht gut die Zeit haben!“ bemerkte ich. „Oh doch, aber er wird zu der Toni gehen, die Schneiderfrau war hier und hat der Käthe erzählt, die Toni wäre Hermanns Braut, da hat die Käthe gelacht, aber wie die Frau fort war, hat sie geweint.“

Des Mädchens Eintritt unterbrach die Worte des Raaben. Eine äußere Angelegenheit führte mich auch in dieser Zeit zu Meibergs. Die Frau empfing mich mit der glatten zuvorkommenden Freundlichkeit, die ihr stets eigen. Hermann selber sah ich nicht eher, als bis ich im Begriff war, zu gehen; er entschuldigte sich mit dem vielen Arbeit, die ihm jetzt oblag. Sein Gesicht war bleicher als sonst, und in den Augen hatte er etwas Flackerndes, Unstütes, wie ich's früher nie bei ihm gesehen. So viel merkte ich wohl, glücklich war er nicht, er ebenso wie Käthe, die unter Scherz und Lachen ihr heißes Weh verbarg.

Das heilige Christfest war gekommen. Feierlich läuteten die Glocken durch alle Lande, Friede auf E. den verklärten.

Auch ich war von dem Müller noch besonders eingeladen worden zu dem Verlobungsfest am zweiten Feiertag, obwohl ich schon in meiner Eigenschaft als Lehrer überhaupt teilnehmen mußte an allen Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen in Nordentwig. So beschloß ich, doch am Fest des Verlobungs festteilzunehmen. Vorher aber wollte ich meinem Freunde Johann eine kleine Christfreude machen. Ich hatte einige hübsche kleine Sachen gekauft, mit denen ich ihn beschenken wollte; weil ich am heiligen Abend an dem ersten Feiertage dringend abgehalten worden, konnte ich sie ihm erst am Tage des Verlobungs fest bringen.

Auf dem Wege nach dem Häuschen am W. -herberg aber traf ich mit Bordmann zusammen, der nicht nachhies, bis ich ihm den Willen that, auf ein Stündchen mit ihm in sein Haus zu kommen, um, wie er sagte, zu prüfen, ob der Christfrohnen gut geraten sei, den sie ir. K. begeben.

So war's wider meinen Willen schon Abend geworden, ehe ich zu Schirmers kam. Meine geringen Geschenke bereicherten dem Kranken große Freude. Rache sah ich nicht, wohl aber Konrad, der zum feste nach Haus gekommen war. Er erzählte mir von seinem Leben in der Stadt und von der großen Freiheit, in der er jetzt arbeitete. So floz die Zeit schnell dahin, bis ich mich endlich darauf besann, daß ich auch noch zur Thalmühle wollte. Däne mit selbst dieser Abfertigung bewußt zu sein, hatte ich unwillkürlich mit dem Festgegen geäußert in der Hoffnung, die Vermisse möge kommen. Aber nur Martha sah da und sah mich mit den trauernden Augen fill und finnen an, ganz glückselig in der st. lichen Freude des Tages.

„Wirst Du nicht, wogin die Käthe ist, Martha?“ wollte ich endlich Konrad an diese. „Sie ist nun schon so lange fort.“

„Sie hat gesagt, sie müsse etwas besorgen. Es könnte ein wenig lange dauern, aber sie wollte wieder da sein, wenn Johann schlafen ginge.“

Ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß ich nicht länger bleiben könne; so verabschiedete ich mich denn von Konrad und sching den Weg zur Thalmühle ein.

Die Nacht war still und dunkel, ungewöhnlich warm für diese Zeit des Winters. Nur eine kurze Ueide: war ich von dem Häuschen Schirmers entfernt, als ich eine große dunkle Gestalt vor mir aufleuchten sah, die wie dem Boden entfiel plötzlich dahinfand und dann den Weg einschlug, der in der Richtung des Dorfes zu dem W. herbergshof abführte. Mit schnellen, lautlosen Schritten glitt sie dahin und war

bad völlig in der Dunkelheit des Abends verschunden. Mir war, als hätte ich sie schon früher öfters gesehen; an wen erinnerte sie mich doch? War's nicht der Berwelter Wintelsch, dem sie glück in Größe und Bewegung? Doch nein, der Berwelter war ja weit weg und wie sollte er es wagen, heute abend hierher zu kommen?

Waid langte ich in der Nähe der Thalmühle an, aus deren festlich erleuchteten Zimmern heller Lichtschein durch die Fenster hinausdrang in die dunkle Nacht. Gärten, Scherzen und Lachen zeugten davon, daß man sich's angelegen sein ließ, den Verbruch zu feiern.

Die Büschen und Erlendbäume, welche im Sommer die Fenster beschatteten, waren jetzt laß und blätterlos, und so drang ungeschindert von außen der Wind hinein in den großen, kalten Raum.

An den Stamm einer der Bäume gelehnt, stand eine regungslose Gestalt. War es dieselbe, die ich dorthin gesehen? Nein, das war nicht möglich, und jetzt sah ich's auch deutlich es war ein schlanteres Mädchen, dessen Gesicht ein Zug halb verhallte.

Angewandelt, wie gebannt starrte sie hinein in das festlich fröhliche Treiben da drinnen, auf das ihr gerade gegenüber stehende Paar, den schönen jungen Mann mit dem blauen Gesicht und den sonst so leuchtenden blauen Augen, die jetzt so leissam verhallte, wie u. ter dem Wann eines Traumes in das Dunkel. Hinausblinden. Weiter wanderten die Blicke der Beobachterin auf das gepuete, rotwangige Mädchen an der Seite Hermanns, das so laut und übermütig lachte und lachte zu den großen Späßen der jungen Burischen und Mädchen, und sich stolz mit dem drallen, hängenblöhen Arm auf die Schulter ihres Bräutigams lehnte.

(Fortsetzung folgt.)

Öffentliche Wählerberatungen unserer Partei fanden am Sonntag im Rathaus zu Radewell...

Konservative Wählerberatungen. In der am vorigen Sonntag abends 8 Uhr unter Vorsitz des Dachdeckermeisters...

Walhalltheater. Mit durchweg neuen Künstlerkräften hat wieder ein neuer Spielplan begonnen.

Und einen Bletter hat' ich doch Geger nen Acker freudig! Er kommt schon an am's Wogentor; - Giehl' ich noch meinem Frühlingsbrot...

Da hält er hin den Dedel: 'Hab' ab, lab' ab Du Wenschensohn Korzoll für meinen Sadel!'

's wird Mittagzeit - vorläufig' Schluß! Fort leg' ich Giehl' und Dedel. Was giebt's? - Ei! Schweinepöfelfuß...

Zwei Eilendruck drauf - die Alte bringt Den Kaffe mit den Zassen. Ich neß es wohl, je selber trinkt...

Da hält er hin den Dedel: 'Hab' ab, lab' ab, Du Wenschensohn, Alß Hol' für meinen Sadel!'

Arbter Arturicus.

Sozialdemokratische Wahlprüfung! Wählt Da den Meyer, Wird Dir's Leben teuer!

Wählt gar den Sillim, Geh's erst recht schlim!

Wählt was Dir mißge; Kanert's Frische!

Parteinaufrichten.

In Bismarck wurde in der Redaktion des Arbeiter-Organs 'Waldau', sowie in der mit den Redaktionsmitgliedern verbundenen...

Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

Achtung Steinmetzen! Die Sperte über die Karmortwaren-Fabrik C. Bink in Berlin dauert fort.

Achtung Hilfsarbeiter! Die Fabrikanten von Goldmann und Siegel in Berlin sind nach wie vor gesperrt.

Einige Porellanmalter, welche bittere Erfahrungen gemacht haben, warnen im 'Radgenossen'...

In den Hartfährten von Blumensack u. Damast in Wien und Loebing, sowie der Werkstätte von Kraus, beide in Breitensee bei Wien, haben die Arbeiter wegen Lohnminderungen die Arbeit niedergelegt.

Wahnsinn. Wandermiswerker! Was Sie tag mit gemüht: 1200 Bauarbeiter befinden sich nun schon in höchst bösem im Lohnkampf.

Die Unterhändler in Folge der großen Anzahl von Streiks, die jetzt in Österreich (Sachsen) überhand nehmen, so stellt die Not von Tag zu Tag mehr ein.

Die kleineren Geschäftsleute, wie Metz, Kaufleute u., klagen bereits über den Mangel an Warenmangel.

Die Arbeiter verlangen für die Arbeitszeit um einen Stundenlohn von 6 bis 8 Uhr abends zu zahlen.

Die Arbeiter in Berlin mit der ihnen kindergewöhnlichen Polizei vor seinem Mittel zurück, um die Streikenden zu demütigen.

Freunde Bauarbeiter werden unter Beschuldigung, die nicht gehalten werden, aus Böhmen, Wärsen, sehr aus Italien nach Wien geschickt.

Der Streik in Wien ist ein schmerzlicher Beweis gegenüber Staat der verprochenen 2-3 kr. ersten Teil im besten Falle 1,50 Stunden pro Tag, sie sind - einmal hier - gezwungen, dafür zu arbeiten, es zu wollen oder nicht.

Wem es einfallt, sich den Streikenden anzuschließen, der wird auf den Scheiß geschickt. In Wien herrscht noch nie ein so reger Schwärz, als während der Streikzeit.

Einige Arbeiter haben sich dem noch nachgehender Untersuchungsausschuss in Strafverfahren über ein Einleitungsdelikt gefügt und von diesem wegen Teilnahme an Ungehörigen vor den Bauten mit schwerem Kerker bis zu 4 Monaten verurteilt.

Schwerer Kerker ist gleichbedeutend mit Hungertod! Die Arbeiter sind in diesem Kerker, die auf den Streikenden geschossen und dabei nicht weniger verwundet hatten, wurde erst einer vor die Richtstätte geführt.

Die Verhandlung wurde verlagert. Er wird mit einigen Tagen Arbeit davon kommen. Das Ende des Streiks ist nicht abzusehen.

Einige Bauherren verlangen bereitwillig den Termin zur Herstellung ihrer Bauten zu strecken, doch wird die Streikende in Stimmung unter diesem mit jedoch um zu entschließen. Sie wollen unbedingt ausfahren und hoffen, daß die Genossen allertrotz sie in diesem Kampfe nach Kräften unterstützen werden.

Unterhändler sind an die Redaktion des 'Radgenossen' in Wien, Josefstraße 18, zu senden.

Der für die Sozialdemokratischen Arbeiter-Union in Wien Montag den 3. Juni 1897 und folgende Tage in der Social-Democratic Hall 377 Strand, London W. C. abgehalten werden.

Darüber, die auf dem Kongress vertreten sein wollen, müssen bis Anfang Juni ihre Beiträge eingekassiert haben. Franz müssen alle Franz, die zur Beratung kommen sollen, nicht als möglich eingekassiert werden, damit die Tagesordnung vollständig festgestellt werden kann.

Wichtigsten Punkten und den Spezialitäten sozialdemokratischer Gedankensysteme... Paris, den 30. Mai 1897.

Für den Nationalrat der Arbeiterpartei. Die Sekretäre: Paul Lafargue, Jules Guesde.

Die Pfaffen suchen sich wieder bei den Arbeitern einzuschmeicheln, um dieselben in den 'Schof der Kirche' zurückzuführen...

Die Pfaffen suchen sich wieder bei den Arbeitern einzuschmeicheln, um dieselben in den 'Schof der Kirche' zurückzuführen, was ihnen allerdings nicht gelingen wird.

Paris, 3. Juni. Das Budgetkomitee hat verurteilt den Deputierten Daudin wegen der Vorgänge am 1. Mai zu einer Geldstrafe von 200 Frs., die übrigen Angeklagten zu Geldstrafen von 200 bis 25 Frs.

Zur Wahlbewegung.

Waben-Waben, 3. Juni. Eine hute stattgehabte sozialdemokratische Versammlung in der Vöbel Platz, atete in einen großen Standaal an.

Waben, 3. Juni. Eine sozialdemokratische Versammlung, in welcher der hiesige Führer Schiederer unangelegene Rede sprach, wurde bei Verhörung der Eißig-Vöbelringlichen Frage vollständig aufgelöst.

Das 'Sonntag-Tageblatt' teilt mit, daß es den Nationalliberalen unangenehm sei, Vorreden gegen die freikämpfigen Partei gegen die Sozialdemokraten zu ergießen und sei auf die Aufstellung eines eigenen nationalliberalen Kandidaten bedacht.

Das Blatt fügt hinzu: 'Nicht ist dieser Entschluß den Vätern unserer Partei nicht gemessen; inwiefern wir doch den Wahlerfolg abhängig an die Sozialdemokratie aus.' - 'Lafargue bekennt, die Nationalliberalen.'

Einmal für moderne Antifemiten. Im Gespräch des Sambrurger 'Echo' veröffentlicht der bekannte Antifemitenführer (der geistig bedeutendste unter den Antifemiten) W. Marx eine kurze Notiz, die von der Reaktion den hiesigen Antifemiten und denen, die es werden wollen, empfohlen ist.

Wenn der alte Spötter Boltaire noch lebte, der ja bekanntlich auch ein Antifemite war, er würde vielleicht folgende Fragen an den 'Sozialismus' des dummen Kerl' richten:

Ihr 'guten Leute und immer schlafende wachenden Menschen', sagt mir doch einmal, wo findet Ihr nurecht die weissen 'Juden' und den jüdischen 'Machtigen', als um 'Ehren und Ämter' herum, als sei den bürgerlichen 'Ordnungsparteien'?

Wohl nicht, wo die bürgerlichen 'Ordnungsparteien'?

